

Die Banalität der Ehrfurcht. Über Werke von Martin Mosebach

Predigt am Sonntag Invokavit 2024

Pastorin Viktoria Kratochwill

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist der da war und der kommt.

Sprechen wir vom Menschen, so sprechen wir von dem gefallenem Menschen, der in einer verlorenen Welt die Vorhöfe Gottes zertritt und seine blutigen Hände zum Gebet ausbreitet. So spricht Gott selbst von ihm im Buch des Propheten Jesaja.

Zertretene Vorhöfe, in deren Staub Gott doch aber dann vor langer Zeit mit unerbittlicher Liebe und Hingabe ein Kreuz aus Holz rammte. Weil dieses Geschöpf mit den blutigen Händen in Gottes Augen so kostbar ist, dass er daran festhält. Weil der gefallene Mensch doch aber immer Gottes Mensch bleibt.

Martin Mosebach ist ein Autor, der präzise Beobachtungen dieses gefallenem Menschen festhält. Hinter gelben Nylonvorhängen an lärmenden großen Straßen, in den Gedankengängen badender Despoten vor Capri, in den Machtkämpfen wohlstandsverwahrloster Familien, da lesen wir bei Mosebach tiefe Einsichten in Gottes gefallenem Menschen, die unsere Theologie so nicht zu formulieren vermag, weil sie eine andere Sprache spricht. Und in dieser Sprache fällt es ihr äußerst schwer, Widersprüchlichkeiten und Verhüllungen Raum zu lassen. In Anspruch nehmen dürfen wir Mosebach als einen, mit dessen Geschichten wir in den gefallenem Menschen vor und von Gott hineinlesen können.

Manchmal heißt das, von einem erdachten Menschen zu lesen, der einen spüren lässt, was das ist – Hybris und das Seinwollen wie Gott und die Tiefe der Gottesferne, die darin liegt. Manchmal heißt das, von der Sehnsucht nach Klarheit und Eindeutigkeit zu lesen, die einen selbst manchmal befällt, weil es ja so ist: Verhüllungen und Widersprüchlichkeiten und überhaupt, jede Form der Unklarheit, ist oft schwer erträglich. Und von dort her, von diesen Menschen, die es auf die eine oder andere Weise ja doch gibt irgendwo auf der Welt, können wir wieder nach Gott fragen und nach uns selbst, die wir ebenfalls allein vor und von Gott sind und niemals anders.

Es ist ein bemerkenswerter Gott, der sich zu uns bekennt und uns darin die Freiheit schenkt, ihn zu verlassen, wie Jesaja ihn klagen lässt. Das ist bemerkenswert, weil er eine tiefe Sehnsucht nach uns zu haben scheint und ja auch etwas von uns will – Liebe und Gehorsam, aber wir sollen es wollen und dann auch tun, das kann er uns nicht abnehmen. Und das will er auch gar nicht! Unsere Ehrfurcht, die Gott Antwort auf seinen Ruf sein soll, lässt sich nicht erzwingen, sie kann nur erfahren werden, wenn sie uns überfällt. Eine achtungsvolle Scheu, derer man sich nicht erwehren kann. Weil Gott zwar Vater unser ist, aber eben genau so schrecklich und bedrohlich. Gottesbegegnung ist zum Fürchten, deswegen sind es die Engel, die rufen „Fürchtet euch nicht!“.

Eine Ehrfurcht, die mit demütigem Schweigen Gottes Verhüllung aushält. Und die mit verzweifelten Schmerzensschreien Gott seiner Verhüllung anklagt. Eine Gottesfurcht, die es erträgt, Gott allein dort ergreifen zu können, wo er sich uns gezeigt hat: an dem Ort, der Christus heißt. Die um das dumpfe Nagen des Zweifels weiß – weil er sich an so vielen Orten nicht zeigt. Eine Ehrfurcht, die im bestmöglichen Sinne, geradezu paradox, banal wird, weil von ihr ein Leben ausgeht, das von dieser Einsicht getragen wird und sich – einfach lebt. Ohne, dass diese Einsicht immer wieder zu einem außeralltäglichen Spektakel gemacht würde.

Und so lesen wir über ehrfürchtiges Schaudern und Ergriffenheit und die Tiefe des menschlichen Falls auf tausenden von Seiten des Frankfurter Schriftstellers. Aber wir lesen über eine Ehrfurcht, die, aus vielerlei Gründen nicht dem entgegengebracht wird, dem sie gebührt. Wir lesen über die Ehrfurcht, die den Menschen in Anschauung seiner selbst und seiner Hände Werk ergreift. Wir lesen über die Verkennung des Menschen seines Wohers und von einer Tatsache, mit der wir ernst machen müssen: Dass Gott oft schwer auszuhalten ist.

Schauernde Ergriffenheit, wenn hinter gelben Nylonvorhängen mit größtem Ernst über rechthaberische und unzuverlässige Steine referiert wird. Wenn Pendel über Fotografien wackeln, tremendum et fascinosum gleichermaßen, und dabei allein doch das ergeben, was man sowieso schon irgendwie wusste, sich nur verboten hat, zu denken, weil man es gar nicht denken will. Ist es albern, einem Pendel Ehrfurcht zu erweisen, auch wenn es mit größtmöglichem Ernst und aufrichtiger Hingabe geschwungen wird?

Sich festzuklammern an einem Pendel, obwohl man es eigentlich gar nicht will, sich doch aber festklammern muss an irgendetwas in dieser Welt – das kann man für albern und infantil halten. Das kann man ebenso für ein Zeichen dafür halten, dass Gott eine Zumutung ist, weil er sich oft nicht zeigt, wo wir ihn brauchen. Weil er Langmut und Geduld, diese Frücht des Geistes, irgendwie dann doch nicht hat herabsausen lassen in einer Welt, die zutiefst verängstigen kann und in der wir sie gerne hätten: Langmut und Geduld.

Manchmal ist das Kreuz in der Mitte zu weit entfernt, als dass wir uns daran festhalten könnten. Davon dürfen wir nicht schweigen, wenn wir mit Gott ernst machen wollen.

Mosebach schweigt auch nicht von der Tiefe, in die der gefallene Mensch sich selbst stößt. Zum Beispiel dann, wenn er von Menschen erzählt, die sich mit ihrer Selbstbezüglichkeit selbst zerfleischen. So ist es bei Krass, dem Menschen- und Weltenfresser, der vor Capri im Wasser schwimmt und sich in diesem Moment „genoss (...) als atmende Monade, nicht ergänzungsbedürftig, und zugleich in der ruhigen Gewißheit, daß überall die Welt bereitlag, sich von ihm verschlingen zu lassen, sobald er sich wieder auf den Bauch drehte und zurückschwamm“. Und er tut es: Er schwimmt zurück, er verschlingt alles und jeden mit Macht und Gewalt und am Ende verschlingt ihn das selbst.

Und davon dürfen wir dann auch nicht schweigen, auch wenn wir es manchmal lieber täten – dass Gott nicht um der Gerechten willen gekommen ist, sondern um der Sünder willen. Wir reden ja so viel von Gnade und Freiheit und Vergebung, dass wir nicht mehr wissen, warum wir ihrer bedürfen.

Davon dürfen wir nicht schweigen, dass er uns durch alle Zeiten hindurch zuruft: Wenn eure *Sünde* auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden. Dass das Kreuz in der Mitte der Zeit auch für die welten- und menschenverschlingenden Kinder Gottes steht, in deren Reihe man sich in aller Regel nicht stehen sieht.

Man liest von Menschen wie Krass, und fragt sich „Kann man sich denn weiter entfernen von seinem Gott?“ Und da ist sie dann ja, die eigene Hybris. Seit dem 25. Januar ist vieles womöglich anders. Mit dem Bekanntwerden der Einsichten der Forum-Studie ist so manchem klar geworden, dass auch unsere Kirche die Vorhöfe Gottes zertritt und viele

ihre blutigen Hände zum Gebet erheben. Allerspätestens jetzt sollte die Zeit evangelischer Hybris vorüber sein.

Allerspätestens jetzt ist es an der Zeit, sich die Worte Jesajas gesagt sein zu lassen und ernst zu machen mit unserem Gott.

Meine Seele ist feind euren Neumonden und Jahresfesten; sie sind mir eine Last, ich bin's müde, sie zu ertragen.

Und wenn ihr eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und wenn ihr auch viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blut. Wascht euch, reinigt euch, tut eure bösen Taten aus meine Augen. Lasst ab vom Bösen, lernt Gutes tun! Wenn eure Sünde auch blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden. (Jes 1, 14-16.18b)

Amen.

Texte und Werke von Martin Mosebach, auf die die Predigt Bezug nimmt:

Krass, Hamburg 2021

Taube und Wildente, München 2022

Die spezialisierte Fortentwicklung, in: Das Leben ist kurz. Zwölf Bagatellen,²2016, Reinbek bei Hamburg, S. 52-54.